





**D**  
**JAN BECK**  
**R**



**THRILLER**

Der erste Fall für  
Simon Dorn und Lea Wagner

 **PENGUIN VERLAG**

Der Verlag behält sich die Verwertung des urheberrechtlich geschützten Inhalts dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.  
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Copyright © 2025 der Originalausgabe by Penguin Verlag  
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Vermittelt durch die Literarische Agentur Kossack

Redaktion: Bianca Dombrowa

Umschlaggestaltung: bürosüd, München

Umschlagmotiv: plainpicture/John Heseltine

Satz: Uhl+Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-328-11227-3

www.penguin-verlag.de

*Für Lars*



»Vielleicht ist alles Schreckliche im tiefsten Grunde  
das Hilflose, das von uns Hilfe will.«

RAINER MARIA RILKE

»Mitten im Winter habe ich erfahren, dass es  
in mir einen unbesiegbaren Sommer gibt.«

ALBERT CAMUS



# Prolog

Als er nach Hause kommt, merke ich sofort, dass er anders ist als sonst.

»Hallo«, sagt er knapp.

»Was hast du?«

Er schüttelt bloß den Kopf.

Ich darf ihn nicht drängen. Nur eine Frage auf einmal. Er wird mir eine Antwort geben. Er gibt mir immer eine Antwort.

»Iss!«, sagt er und stellt einen Plastiksack auf den Tisch, der nach asiatischen Nudeln riecht. Hühnerfleisch. Das dritte Mal schon diese Woche. Aber ich werde mich hüten, mich zu beklagen.

Still packe ich aus, nehme die Plastikgabel und schaufle die Nudeln in mich hinein.

»Schneller.«

Ich halte den Kopf unten. Ich weiß, dass ihn etwas beschäftigt. Er ist sonst nicht so streng. Meistens ist er liebevoll und dankbar dafür, mich zu haben. Außer, mir passieren Fehler. Ich darf keine Fehler machen. Deshalb esse ich, so schnell ich kann. Keine Fehler. Ich kenne seine Gesetze. Wenn ich sie befolge, passiert mir nichts.

Im Nu ist die halbe Portion verschwunden. Ich schlucke

viel zu große Portionen und komme dabei ins Würgen. Er könnte das als Undank empfinden. Ich muss immer dankbar sein, für alles, was er tut.

»Es ist so weit«, sagt er.

Ich weiß nicht, ob das eine Aufforderung oder eine Antwort auf meine Frage sein soll: was er denn hat. Deshalb bleibe ich still und esse immer weiter, bis bloß noch ein oder zwei Gabeln im Pappkarton sind. Die Portion ist größer als sonst. Ich muss etwas trinken, doch er gibt mir nichts.

»Runter damit.«

Ich tue, was er will, und ich tue es mit Gewalt. Wenn ich mich übergebe, wird er richtig böse. Essen ist kostbar. Ich muss immer aufessen, bis zum letzten Krümelchen. Wir wissen nicht, was kommt, und wir brauchen die Reserven.

»Pack die Sachen«, sagt er dann.

Ich reiße meinen Kopf hoch. Er muss das Unverständnis sehen, aber das nehme ich in Kauf. Emotionen sind erlaubt. Bloß in der Öffentlichkeit darf ich sie niemals zeigen.

»Wieso?«, frage ich und hoffe, dass er die vorige Frage inzwischen beantwortet hat. Ich gebe mir solche Mühe, doch manchmal bin ich einfach zu dumm für die Gesetze.

»Wir müssen weg«, sagt er, und ich bin erleichtert und erschüttert zugleich. »Weg?«

»Fort. Verstehst du das eher?«

Ich mache die Augen groß. »Ganz fort?«

»Ja.«

»Wann?«

»Jetzt.«

»Jetzt?«, frage ich entsetzt.

Er nickt streng.

Ich überlege, wann ich hierhergekommen bin. Es ist lange, sehr lange her. Und davor?

Schreckliche Erinnerungen prasseln auf mich ein.

»Wohin gehen wir?«, frage ich, obwohl ich mir die Antwort schon vorstellen kann. Aber sie gefällt mir nicht.

»Pack!«, ruft er so laut, dass ich zusammenzucke.

Ich springe auf und tue, was er von mir verlangt.

»Den kleinen Koffer, nicht den großen. Nur das, was nötig ist. Mach schon!«

Ich mache, so schnell ich kann. Ich raffe Unterwäsche zusammen und Kleidung für den Tag, Make-up, Zahnputzsachen, Cremes. Um Reisepass, Telefon und Geld muss ich mich nicht kümmern, das hat alles er.

Im Nu ist der kleine Koffer voll. Dabei gäbe es noch mehr, was ich mitnehmen will. So vieles, an dem mein Herz hängt. Ich bräuchte den großen Koffer. Aber ich weiß, ich darf es nicht ansprechen, geschweige denn mich wehren.

Was nicht Platz hat, werfe ich zurück in den Schrank.

»Wohin, wirst du erfahren, sobald ich es weiß«, beantwortet er die Frage von vorhin.

Meine Beine kribbeln, und ich zittere am ganzen Körper. Ich will nicht weg. Ich liebe die Stadt. Die Wohnung. Mein Leben, wie es jetzt gerade ist.

»Warum müssen wir fort?«

»Du weißt, warum.«

*Wir können hierbleiben, solange es sicher ist*, sagte er mir immer wieder.

Also sind wir wohl nicht mehr sicher.

»Was war denn?«, flüstere ich fast.

Als ich seine traurigen Augen sehe, erkenne ich es und gebe mir die Antwort selbst: »Das Böse hat uns gefunden.«

Er nickt. Für einen Moment sehe ich seinen Schmerz, wie eine Kerbe in seiner Selbstsicherheit.

Ich werde wütend auf ihn, aber noch mehr auf das Schicksal. Nach all der Zeit hier, dieser glücklichen Zeit, in der ich alle Gesetze befolgte, in der ich alles für uns getan habe, ist das Böse in unser Leben zurückgekehrt.

»Wir müssen jetzt gehen«, sagt er.

Ich kann nicht verhindern, dass mir die Tränen kommen.

»Keine Angst. Ich Sorge für dich. Niemand wird dir jemals wehtun.«

»Ich weiß«, wimmere ich.

»Du weißt, ich tue es für dich.«

»Ja.«

Eine Stunde später stehen wir auf dem Bahnsteig und warten auf den Zug. Es ist spät, und niemand kümmert sich um uns. Nichts ist anonym als ein Bahnsteig. Und nichts kälter. Die Ungewissheit vor dem, was vor uns liegt, fühlt sich an wie ein aufziehender Wintersturm. Mich fröstelt trotz der angenehmen Temperaturen. Ich will schlafen und vergessen.

»Geht es?«, fragt er, und ich nicke.

Ich verberge mein Gesicht, so gut es geht. Ich darf nicht auffallen und habe Angst, dadurch erst recht aufzufallen. Das Böse ist wieder da. Ich weiß nicht, wie das Böse aussieht. Wie es ist. Ich habe ihn mal gefragt. »Du wirst es erkennen, wenn du es siehst«, sagte er da.

Der Zug fährt ein, bleibt stehen, die Türen öffnen sich.

Doch plötzlich schiebt er mich von der Tür weg, dorthin, woher wir gekommen sind. »Schnell!«, zischt er mir ins Ohr.

Angsterfüllt schaue ich zur Seite – und sehe es selbst.

Das Böse.

# I

## *Wenige Stunden zuvor*

Die Schlange, die sich vor der Ausgabestelle der *Mission Hamburg* gebildet hatte, war lang. Bis draußen um die Ecke standen sie: Alte, Junge und alles dazwischen. Karla bemerkte, wie sie zu Boden schauten, wenn sie endlich an der Theke waren. Nur selten schaffte es ein Dankeschön, sich gegen den allgemeinen Lärm in der Küche durchzusetzen.

Karla schöpfte ihnen Suppe in die Teller und gab sie weiter an Veronika, die Brot dazulegte und das Essen auf einem Tablett über die Theke reichte.

»Schneller«, drängte Veronika.

»Ich will nichts verschütten«, sagte Karla. Sie bemühte sich vergeblich, ihr mangelndes Talent zu verbergen. Sie konnte weder kochen noch servieren. Und ja, selbst das simple Schöpfen von Suppe konnte eine Herausforderung sein, wenn man es nur als Vorwand benutzte, um hier an der Theke stehen und die Leute beobachten zu können.

Zum Glück schien keiner ihre wahren Absichten zu bemerken. Es war wohl die Scham, die den Bedürftigen den Mut nahm, ihrem Gegenüber in die Augen zu sehen. Scham darüber, auf fremde Hilfe angewiesen zu sein. Das Leben

nicht mehr im Griff zu haben. Ohne das Angebot, hier Hunger zu leiden.

Diese Armut zu erleben, berührte Karla mehr, als sie erwartet hätte. Essen war ein ebenso lebenswichtiges Gut wie die Luft zum Atmen. Sich nicht mal die Nahrung leisten zu können, während ringsum Rekordgewinne vermeldet wurden, war doch absurd. Es zeigte das fundamentale Versagen einer Gesellschaft, die bloß behauptete, fortschrittlich zu sein, während sie in Wahrheit auf denselben ausbeuterischen Prinzipien beruhte wie vor hundert oder fünfhundert Jahren.

Karla sah nicht bloß Obdachlose, Süchtige und Kranke. Mit denen hatte sie in der Mission gerechnet. Doch hier waren mehrheitlich ganz normale Menschen versammelt, mit Manieren, gewaschenen Haaren, sauberer Kleidung – und einfach zu wenig Geld, um satt zu werden.

Aber Karla war nicht nach Hamburg gekommen, um die Welt zu retten. Nicht so jedenfalls, wie man es in der Mission Hamburg versuchte. Karla war wegen eines einzigen Menschen hier. Wenn er es denn verdiente, ein Mensch genannt zu werden.

Karla war auf der Suche nach einem *Teufel*.

Seit Jahren war sie auf der Jagd nach ihm. Doch noch nie war sie ihm so nahe wie jetzt. Sie wusste es, alles sprach dafür, und auf ihren Instinkt hatte sie sich immer verlassen können. Hier konnte sie den Teufel förmlich riechen. Wie er aussah, das wussten nur die, die nie mehr in der Lage sein würden, ein Phantombild zu liefern.

Weil sie tot waren.

Karla gab sich Mühe, nicht aufzufallen. Sie spielte die

Rolle der wohlhabenden Städterin, deren Kinder das Nest verlassen hatten und die nun versuchte, die entstandene Leere mit guten Taten zu füllen. Der Leiter der Mission hatte nicht lange nachgefragt, als sie sich ihm heute Nachmittag vorgestellt hatte. Jede helfende Hand sei willkommen, hatte er gesagt und ihr Veronika vorgestellt, die ihr die Arbeit zuteilen würde.

Karla holte unwillkürlich Luft, als ein Mann an die Reihe kam, dessen Gesicht man sich auch auf dem Cover eines Magazins hätte vorstellen können. Kantig, braun gebrannt und glatt rasiert. Auch die Frisur war makellos. Er wirkte noch deplatzierter als viele andere hier. Und dennoch stand er um Suppe an, lächelte sanft, wirkte offen und freundlich.

Die Vorstellung, dass jeder hier der Teufel sein konnte – auch er –, ließ sie frösteln.

»Sie sind neu«, sagte er, wobei er sich zum Reden die Hand vor den Mund hielt.

Karla schwieg.

»Sie kommen nicht von hier, oder?«

»Wer schon«, murmelte Karla. Sie hob die Kelle zum Teller und drehte sie langsam um. Bohnen schwammen in der Brühe, Kartoffeln und Wurstscheiben.

Sie musste ihre Chance nützen. »Steht mir eine Krone auf der Stirn?«, fragte sie und zwang sich, ihm wieder in die Augen zu sehen. Es war die Frage, die er verstehen würde. Wenn er es war.

Er schüttelte verständnislos den Kopf und zog zu Veronika weiter, der er dasselbe Lächeln schenkte und sich anschließend an einen Tisch setzte, wo nur noch ein Platz frei war. Keiner der anderen beachtete ihn.

»Machst du bitte weiter?«, drängte Veronika.

»Verzeihung«, stammelte Karla und füllte den nächsten Teller für eine ältere Frau, die um eine Portion ohne Würstchen bat. Aus dem Augenwinkel sah Karla den nächsten Mann, der in die Schablone passte.

»Steht mir eine Krone auf der Stirn?«, fragte sie auch ihn, als er vor ihr stand.

»Was?«, gab er zurück. Er wirkte erschrocken.

Karla dachte an den Selbstverteidigungsstift in ihrer Hosentasche. Eine Sekunde, dann hatte sie ihn in der Hand. Zwei, und der Typ bekam ihn in die Rippen. Drei, und er lag vor ihr am Boden, fertig zum Abtransport.

Und dann?

Karla wusste, dass ihr Plan Lücken aufwies. Dass sie hier in Deutschland kein Recht hatte zu ermitteln, geschweige denn jemanden festzunehmen, selbst dann nicht, wenn er unter dringendem Tatverdacht stand. Sie würde einem deutschen Beamten nur schwer verklickern können, was sie hier machte und wieso man besser sofort das Bundeskriminalamt einschaltete. Ab einem bestimmten Punkt würde sie improvisieren und auf ihr Glück hoffen müssen.

»Was war das gerade?«, fragte er erneut.

Karla schwieg. Sie hatte es deutlich genug gesagt. Sie stellte sich vor, wie es gewesen sein musste, in diese dunklen, stechenden Augen zu starren. Zu ahnen, dass sie das Letzte sein würden, was man sah, bevor man eiskalt ermordet wurde. Ein Zittern erfasste sie, das sie nicht von sich kannte. Sie, die abgebrühte, hochdekorierte Kriminalbeamtin aus Wien, machte sich hier in Hamburg beinahe in die Hose.

Dann wandte auch er sich ab, nahm sein Essen und suchte sich in aller Ruhe einen freien Platz im Saal, nicht weit von dem anderen entfernt, dem mit dem hübschen Gesicht.

Eine halbe Stunde später hatte sie bereits fünf Verdächtige ausgemacht und allen die gleiche Frage gestellt. Als Nicht-Eingeweihter konnte man sie nur seltsam finden. Der Täter hingegen würde sofort wissen, dass er aufgefliegen war.

Doch danach sah es leider nicht aus ...

Bald hatte auch der letzte Wartende seine Mahlzeit bekommen, und der Speisesaal leerte sich zusehends. Karla half, die Teller einzusammeln. Als der Kerl mit dem dunklen Blick aufstand, rempelte sie ihn von der Seite an, scheinbar unabsichtlich, wobei die Teller zu Boden fielen. »Entschuldigung«, murmelte sie und bückte sich. Auch er ging runter und half, die Teile zusammenzusammeln. Genau wie sie gehofft hatte.

»Sie schon wieder«, sagte er.

»Ja, ich.«

»Was sollte denn das mit der Krone und der Stirn? Sehe ich so aus, als wollte ich hier philosophieren oder so?«

Sie hob ihren Blick und starrte ihn an. Aus der Nähe betrachtet waren es bloß die dunklen Augenringe, die ihn böse wirken ließen. Links und rechts davon gab es zahlreiche Lachfältchen, die von einem besseren Leben erzählten.

»Ist so ein Spruch, wo ich herkomme«, behauptete Karla, die wusste, dass man das Aussehen eines Menschen nicht überbewerten durfte. Es gab Mörder mit Engels Gesicht, Mörder mit Gangstervisage und alles dazwischen. »Es wäre doch schön, wenn einem eine Krone auf der Stirn stünde,

oder?«, präzisierte sie die Frage und betonte die essenziellen Wörter, um es eindeutig zu machen.

»Ich will Ihnen nicht zu nahe treten, aber möglicherweise haben Sie sich an der Tür geirrt. Das hier ist kein Kaffeekränzchen Ihrer Wohlfühlblase. Keiner, der hierherkommt, verschwendet auch nur einen Gedanken an eine Krone und wo sie geschrieben steht, ob auf der Stirn oder am Arsch!«, sagte er laut genug, um alle hier mithören zu lassen.

Karla wusste längst, dass sie sich in ihm geirrt hatte. »Verzeihen Sie«, murmelte sie und trug die Scherben weg. Die Leute starrten sie an. Im Saal wie hinter der Theke. Immerhin passte sie perfekt ins Rollenklischee der großbürgerlichen Hausfrau, die mit dem Sozialdienst hier bloß ihr Gewissen beruhigen wollte.

Sie würde morgen wiederkommen, und falls nötig auch übermorgen. Irgendwann würde der Teufel hier aufkreuzen, in der Mission, von deren IP-Adresse aus er bereits dreimal Kommentare im Internet veröffentlicht hatte.

Das freie WLAN hier war Teil des Angebots, das Passwort stand auf allen Tischen. Wer kein Geld für einen Datentarif auf dem Handy hatte, war genauso froh darum wie jemand, der nicht gefunden werden wollte.

»Geht es dir gut?«, fragte Veronika, als Karla hinter den Tresen kam, um beim Aufräumen zu helfen.

»Ja, ja, danke. Die Aufregung ... und meine Ungeschicklichkeit.«

»Das erste Mal ist immer schwer. Du hast es doch ganz gut gemacht.«

Karla merkte genau, dass Veronika nur höflich sein wollte, und gab ihr ein Lächeln zurück.

Gegen zweiundzwanzig Uhr war endlich alles aufgeräumt. Karla schnappte Mantel und Schirm, verabschiedete sich und ging.

Das Wetter hatte sich gebessert. Sie hob den Kopf und sah den Mond zwischen Wolkenfetzen leuchten. Sie roch die feuchte, kühle Luft, aber auch Öl und Treibstoff, wie man es in Hafennähe erwartete.

Sie hatte Lust, zu Fuß zum Hotel zu spazieren, um den Kopf freizukriegen. Egal, ob es eine Stunde dauerte oder länger. Ihr Zimmer hatte eine Badewanne, in der sie sich hinterher würde aufwärmen können. »Na dann«, sagte sie, schritt los und hatte schnell die ersten zwei-, dreihundert Meter hinter sich gebracht.

Karla ging den Fall noch mal im Kopf durch.

Sie war auf den Tipp eines deutschen Kollegen hin nach Hamburg gekommen. Er hatte ihr den Hinweis auf die IP-Adresse gegeben. Genau wie in ihrer Heimat Österreich waren die Behörden auch in Deutschland viel zu schwerfällig, um schnell genug im Internet auf Spurensuche zu gehen. Besonders plump wurde die Strafverfolgung, wenn es über die Landesgrenzen hinausging, wie in diesem Fall. Bis die entsprechenden Rechtshilfeersuchen bearbeitet waren, war der Teufel längst untergetaucht. Viel leichter war es, selbst auf die Suche zu gehen. Inkognito und inoffiziell, so wie sie es tat. Aber es war auch gefährlicher.

Plötzlich fühlte sie sich unsicher. Sie wollte telefonieren – oder wenigstens so tun als ob. Doch als sie ihr Handy suchte, fand sie es nicht. Sie tastete ihren Mantel ab, dann ihre Hosentaschen. Wann hatte sie es zuletzt gesehen? Hatte

sie es in der Mission in die Hand genommen? Sie wusste es nicht mehr.

»Mist!«, schimpfte sie und drehte um. Gott allein wusste, wie oft sie das Ding schon vergessen hatte. Stets hatte sie es wiederbekommen.

Sie brauchte es. Also ging sie zurück und drückte die Klingel an der Mission – erfolglos. Und noch mal, mit demselben Ergebnis.

Das fehlende Handy war ein echtes Problem. Sie hatte keinen Laptop dabei. All ihre Daten, Telefonnummern und Passwörter steckten in dem Telefon. Sie musste gleich morgen früh noch mal hierherkommen.

Als sie sich abwandte und zur nächstgelegenen S-Bahn-Station gehen wollte, hörte sie den Klingelton. *Ihren* Klingelton, den niemand sonst hatte, persönlich eingespielt von ihrer Nichte Anna-Lena, die seit zwei Semestern Klarinette am Mozarteum in Salzburg studierte.

Karla riss den Kopf herum. Schwach leuchtete das Display in den Händen einer fremden Gestalt, die einen Kapuzenpullover trug.

»Hey!«, rief Karla.

Der Dieb rannte los.

»Stehen bleiben!«, schrie sie und folgte ihm, empört über den Undank der Welt. Da rackerte sie sich stundenlang für die Bedürftigen ab, und zum Dank dafür wurde man bestohlen ...

Rasch holte sie auf. Sie mochte nicht mehr die Jüngste sein, aber im Hundertmeterlauf ließ sie noch heute alle Altersgenossen und bestimmt auch jüngeres Gemüse stehen. Sie versuchte, den taktischen Kugelschreiber aus der

Hosentasche zu bekommen, was aber nicht ging, während man sprintete.

Kaum zehn Meter trennten sie noch, als der andere einen Haken schlug und an der Freihafenelbbrücke die Treppe zum Ufer hinunter nahm. Der Abstand zu ihm wurde immer kleiner, sie flog förmlich die Stufen nach unten ...

Und plötzlich lag sie da. Der Nachhall eines Knalls wummerte in ihren Ohren. Aber sie registrierte nicht viel. Keine Schmerzen, keine Ursache. Nur die Wirkung war ihr bewusst: Sie lag auf dem Boden, und dieser Boden war kalt.

Dann kamen die Farben. Ein regelrechtes Meer davon funkelte plötzlich vor ihren Augen, aufgeregt wie die Millionen Ameisen, die man früher bei schlechtem Empfang auf dem Fernschirmschirm sah.

»Wie hast du mich gefunden?«, hörte Karla die Stimme im selben Moment, in dem eine Welle von Schmerzen sie überrollte.

»Bitte ... ich brauche Hilfe! Ich bin gestürzt«, versuchte sie sich dumm zu stellen.

»Du bist nicht gestürzt. Also? Wie hast du mich gefunden?«, wiederholte der andere.

»Wieso gefunden? Bitte, helfen Sie mir hoch! Behalten Sie in Gottes Namen mein Handy. Aber bitte rufen Sie Hilfe. Schnell!« Karla wusste, dass sie schwer verletzt war. Da war etwas nicht richtig mit ihrem Kopf. Jetzt spürte sie das warme Blut, das über Stirn und Nase lief, in ihren Mund, der das Eisen schmeckte.

Doch das war nicht das Schlimmste. Es durchfuhr sie wie ein Blitz, als sie plötzlich begriff, was diese Frage bedeutete.

Sie hatte den Teufel gefunden. Und war ihm in die Falle gegangen wie eine blutige Anfängerin.

Wenn sie noch eine Chance haben wollte, musste sie sich weiter dumm stellen. »Ich will doch bloß mein Handy wiederhaben!«, schrie sie und schluchzte, ohne es zu wollen.

»Steht mir eine Krone auf der Stirn?«, wiederholte er die Frage, die sie in der Mission gestellt hatte. »Wie kommt man wohl auf so etwas?«

Karla wimmerte. Suchte fieberhaft nach einer Ausrede, die sie nicht fand.

»Okay. Ich zähle jetzt von drei zurück. Bei null bist du tot. Drei.«

»Bitte ... ich ... bitte nicht ...«

»Zwei.«

»Es ist alles ein ...«

»Eins.«

Karla nahm alle Kraft zusammen und folgte einer letzten, verzweifelten Eingebung, die tief aus ihrem Unterbewussten an die Oberfläche kam: »Ich will Ihnen doch nur helfen!«

Nichts.

Keine Null, kein Schlag. Nur Hamburger Nacht. Irgendwo ertönte ein Schiffshorn, woanders das Martinshorn der Polizei. Dazu das eigene Keuchen. Und all das Blut, das stumm um Hilfe schrie.

»Wie will jemand wie du mir helfen?«

Verzweifelt klammerte sie sich an den dünnen Faden, der ihr eine letzte Chance bot. »Ich weiß alles«, sagte Karla und bewegte ihre Hand ganz langsam zur rechten Hosentasche. Der andere schien es in der Dunkelheit nicht zu bemerken. Sie zog den Selbstverteidigungsstift heraus und umschloss

ihn mit der Faust. »Ich verstehe Sie«, log Karla weiter, »ich will Ihnen helfen, aus der Sache rauszukommen. Alles wird gut. Deshalb bin ich hier.«

»Nichts wird je wieder gut.«

»Es gibt eine Möglichkeit«, sagte sie verzweifelt.

»Öffnen Sie die Augen. Los!«, zischte er.

Etwas wurde hell, ganz nah an ihrem Gesicht. Karla war verwirrt, zwängte die Augenlider auseinander und musste sie gleich wieder schließen, weil ihr Kopf zu explodieren drohte.

»Mach die Augen auf, verflucht!«

Sie versuchte es nochmals – und plötzlich sah sie etwas. Das Display ihres Handys. Das Foto von Anna-Lena, als die noch ein Kind war. Es war ihr Lieblingsfoto. Eine kleine Entschädigung dafür, niemals eigene Kinder bekommen zu haben.

Oben sah Karla das Symbol der Bildschirmsperre – das Vorhängeschloss –, das sich öffnete.

Der andere richtete sich auf und ging etwa zwei Meter weg.

Karla konnte ihn nur schemenhaft sehen, wusste aber, dies war ihre letzte Chance. Mit aller Kraft mühte sie sich auf die Knie, dann auf die Beine. Ihr war schwindlig und schlecht, so entsetzlich schlecht, aber sie schaffte es in die Senkrechte, holte aus ... und spürte bloß, wie der Teufel ihren Arm wegschlug und sie mühelos zu Fall brachte.

»Alles wird wieder gut, ja?«, hörte sie ihn spöttisch sagen. »Wie Frau Oberst Karla Hofbauer aus Wien mir wohl helfen wird, alles wiedergutzumachen?«

Und da war plötzlich wieder Anna-Lenas Klarinetten-

stück. Doch es kam nicht aus ihrem Handy. Ihr Geist untermalte die letzten Takte ihres Lebens, während der Teufel sein Messer zog, es mit einer eleganten Bewegung ausklappte, sich zu ihr kniete und ihr in einem Zug die Kehle durchtrennte.

## 2

Das Hotel Dornwald hatte schon bessere Zeiten gesehen.

Bedeutend bessere.

Der Ort, an dem es lag, war ruhig, eingebettet zwischen Bergen, behütet vom Geist einer anderen Zeit.

Es war schon eine Weile her, als sich hier Adel und Großbürgertum ihr Stelldichein gaben. In den Gassen spazierten königliche Hoheiten, Industriemagnaten, Bankiers und andere Sorten betuchter Herrschaften aus aller Welt, die den Einheimischen, die nichts mit dem Tourismus am Hut hatten, wie Besucher von einem fremden Planeten vorkommen mussten. Man feierte rauschende Feste, knüpfte Netzwerke und Seilschaften und nahm wie nebenbei noch die Erholung mit, die der Kurort seinen illustren Gästen bescherte. Zurück ließ man Unmengen von Geld, das – geschickt investiert – dafür sorgte, dass Bad Gastein nur noch glamouröser wurde.

Dann, so unaufhaltsam wie einst die Ablösung der Pferdekutsche durch das Automobil, folgte der Abstieg. Es mochte in den Neunzehnhundertsiebzigern gewesen sein, in manchen Fällen etwas früher, manchmal auch etwas später, dass ein Hotel nach dem anderen seine Pforten schloss. Weil der Ort aus der Mode kam. Weil der Wintertourismus

die Sommerfrische ablöste. Weil die Welt nach zwei Vernichtungskriegen ganz allgemein an Glanz verloren hatte. Und weil – Ironie des Schicksals – der Anblick geschlossener Hotels zu weiteren geschlossenen Hotels führte. Bereitwillig streckte die Natur ihre Arme nach den alten Bauten aus, überwucherte sie, stach ihre Wurzeln in jede Ritze und hinterließ eine Atmosphäre von Morbidität und Niedergang.

Seit ein paar Jahren nun versuchte man, dem Ort neues Leben einzuhauchen. Einzelne Hotels wurden renoviert, neue Attraktionen eingeführt und künstlerische Akzente gesetzt. Doch ob man jemals wieder an den Glanz und Glamour vergangener Zeiten würde anschließen können, stand in den Sternen.

Das Dornwald lag mitten im Ortszentrum, unweit des berühmten Wasserfalls, und trotz der zeitlosen Eleganz seiner Architektur hatte die Zeit ihre Spuren hinterlassen.

Das Hotel hatte lange durchgehalten. Länger als die meisten anderen. Gabriel und Franziska Dorn, Hoteliers in vierter Generation, hatten den Betrieb aufrechterhalten, solange es ging, bis weit in ihren Ruhestand hinein. Nachfolger gab es keine. Und so hatte auch das Dornwald 1987 seine Pforten für immer geschlossen.

Wer dem Hotelbau nahe kam, sah ein Bild der Vergänglichkeit: abgeplatzte Farbe, abgebrochenen Stuck, einen verwildert-verwunschenen Garten und zerbrochene Fenster, die notdürftig mit Brettern vernagelt worden waren. Niemand wäre auf die Idee gekommen, dass zwischen diesen Mauern jemand wohnen könnte.

Und doch, so erzählten es sich die Kinder im Ort, war

es so. *Es ist ein Geist*, der dort hauste. Das wussten sie. *Er frisst die Gäste. Kleine Kinder mag er besonders gern.*

Doch jenes Kind, das in diesem Moment die mächtige Steintreppe zum Dornwald hochstieg, glaubte nicht an Gerüche solcher Art.

Das Kind war immer schon mutig gewesen. *Mutig* – so nannten es die anderen, wenn man nicht an Geister und anderen Hokusfokus glaubte, sondern einfach nur sah, was man sah, hörte, was man hörte, und fühlte, was man eben fühlte. Für das Kind war das, was es gerade tat, keine große Sache.

Was es sich gerade mit geballten Fäustchen weiszumachen versuchte.

Gestern hatten sie – fünf gleichaltrige Freunde aus der Volksschule, die gerne von sich behaupteten, *die Gegend unsicher zu machen* – eine Wette abgeschlossen.

»Ins Dornwald traust du dich nie.«

»Was krieg ich dafür?«

»Du darfst mit meinem Stunt-Scooter fahren.«

»Das ist lahm.«

»Dann sag du.«

»Wenn ich reingehe, will ich deinen Scooter ganz.«

»Für immer?«

»Für immer.«

»Nie im Leben.«

Ein anderer Junge sprang dem Vorschlag bei. »Komm schon, Peter. Dein Vater kauft dir doch sofort einen neuen. Kannst doch behaupten, dass jemand ihn gestohlen hat.«

»Blödsinn. In Bad Gastein gibt's keine Diebe.«

»Ist dir die Sache etwa zu heiß?«

»Ich glaube, Peter will kneifen!«

Als Sohn des Bürgermeisters durfte Peter natürlich nicht kneifen. Und ein Scooter mit Schrammen und abgefahrener Bremse war ein angemessener Preis für den Mut, ins Dornwald zu gehen. Wo ein Geist wohnte, der kleine Kinder fraß.

»Aber ich will einen Beweis. Aus einem der Zimmer ganz oben.«

»Und was soll das sein?«

»Ein Kinderknochen.«

»Du hast sie doch nicht mehr alle.«

»Dann das Telefon. Oder irgendwas, wo man die Nummer des Zimmers sieht.«

»Von mir aus.«

Und so kam es, dass sich das Kind dem Dornwald näherte – und zugeben musste, dass sein Herz viel schneller schlug, als es selbst erwartet hatte. Die Dämmerung hatte bereits eingesetzt, und die Bäume am Eingang waren so hoch, dass sie auch noch alles Restlicht verschluckten. Drinnen war es bestimmt noch viel düsterer.

Aber jetzt gab es kein Zurück mehr. Niemals hätte das Kind gekniffen. Es hatte nämlich mehr zu beweisen als nur seinen Mut.

Weil dieses Kind ein Mädchen war – ein Mädchen namens Lisa Schauer.

Sie erreichte die schwere Eingangstür und sah sofort, dass sie hier nicht durchkommen würde. Eine Kette mit riesigem Vorhängeschloss versperrte das Dornwald von außen. Zum Reinkommen war das schlecht, andererseits zeigte das ja auch, dass echt niemand hier wohnen konnte, von Mäusen vielleicht abgesehen. Aber Lisa mochte Mäuse.